



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Amerikanische Philosophie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Amerikanische Philosophie



ruder Jonathan ist bekanntlich ein frommer Mann. Gehört er keiner der fünfzig oder hundert denominations an, so zählt er sich zur „großen Kirche,“ wie sich die Gesamtheit aller derer nennt, die sich ihr Christentum aus der Bibel selbst zurecht-machen. Er ist fromm, teils weil die von den puritanischen Vätern ererbte strenge Sonntagsfeier außer Kirchengehen keine Zerstreuung gestattet, teils weil bei dem gänzlichen Mangel ästhetischer Anlage und wissenschaftlicher Durchbildung das Bibellese und Sektenwesen als einzige Form der Befriedigung des idealen Bedürfnisses übrig bleibt, teils aus Opposition gegen die „atheistischen“ Deutschen, die sich so mancher Staat durch einen langweiligen Sonntag und durch Schließung der Bierhäuser vom Leibe zu halten sucht. Daneben spielt dann auch jener Gedanke eine Rolle, der sich in den frommen Stiftungen des Mittelalters oft mit so kindlicher Offenherzigkeit ausspricht, daß es praktisch sei, nach einem wie immer verbrachten Leben für ein gutes Plätzchen im Jenseits zu sorgen. In der Presse macht die Kirchlichkeit des Landes wenigstens einmal in der Woche Staat; weil über sonntägliche Lustbarkeiten wenig zu berichten ist, pflegen die Montagsnummern der großen Zeitungen den Gedankengang der Predigten der gerade fashionabelsten Reverends mitzuteilen.

Gleich neben diesen Predigtauszügen findet man jedoch, wie sich das bei einem so fortgeschrittenen Volke von selbst versteht, auch Aufsätze über die neuesten Errungenschaften der Natur- und Geisteswissenschaften, die teils zwischen dem alten und dem neuen Glauben zu vermitteln suchen, teils auf den alten keine Rücksicht mehr nehmen. Einen entschiednen Schritt nach links hat der Open Court in Chicago durch Aufnahme einer Reihe von philosophischen Aufsätzen gemacht, die dann unter dem unten genannten Titel in Buchform erschienen sind. *) Eine bequemere Brücke konnte dem Yankee für den Fall, daß er von seinem äußerlichen Christentume offen zum Atheismus überzugehen wünscht, nicht gebaut werden. Die Philosophie des Verfassers, der übrigens

*) Fundamental Problems. The method of philosophy as a systematic arrangement of knowledge by Dr. Paul Carus. Chicago, the Open Court Publishing Company, 1889.

seinen Namen und seiner Vorliebe für Kant und Goethe nach zu urteilen ein geborner Deutscher sein muß, ist klar, verständlich, platt und matter of fact, wie es der Yankee fordert. Mit dem „klar und verständlich“ soll natürlich, zumal hier, wo es sich um Philosophie handelt, nicht etwa ein Tadel ausgedrückt werden. Überhaupt schicken wir der Kritik, die wir an dem System des Dr. Carus zu üben gedenken, die Bemerkung voraus, daß sein Buch, litterarisch betrachtet, vortrefflich ist. In einer Reihe in sich abgeschlossener, schön, klar und anziehend geschriebener Aufsätze werden die wichtigsten philosophischen Fragen mit Sachkenntnis und unter Berücksichtigung der neuern philosophischen Litteratur Englands und Deutschlands, aber in Anlehnung an Kant behandelt und wird dem Leser ein formell abgerundetes Weltbild dargeboten. Als Einleitung in die Philosophie möchten wir es freilich nicht empfehlen, wie der Verleger thut, für Anfänger ist es ein gefährliches Buch; die meisten, die es zur Hand nehmen, werden sich dem Eindrücke des Durchsichtigen, Vollständigen, Abgerundeten, den dieser Gedankenbau macht, gefangen geben, sich darin wohnlich einrichten und darüber hinaus nichts weiter verlangen.

Sein Credo hat der Verfasser, der gegen das Wort Credo lebhaften Protest erheben wird, auf dem Titelblatte mit den Worten ausgesprochen: „Kein Agnostizismus, sondern positives Wissen, keine Mystik, sondern klares Denken, weder Supernaturalismus noch Materialismus, sondern Monismus, kein Dogma, sondern Religion, kein Credo, sondern Glauben.“ Legen wir gleich den Kern dieses neuesten Glaubens vor. Die Welt, d. h. der Inbegriff alles Wirklichen, liegt erkennbar vor unsern Augen, und jenseits der Welt giebt es nichts. Daher hat der Skeptizismus keine Berechtigung. In dem Agnostizismus, wie Huxley seine Verzichtleistung auf die Erkenntnis der letzten Ursache nennt, eine Verzichtleistung übrigens, mit der Kant den Neueren vorgegangen ist, findet der Skeptizismus seinen letzten Schlupfwinkel. Das Forschen nach der Weltursache beruht wie die Verzichtleistung darauf auf einem Mißverständnis des Begriffs der Ursächlichkeit. Das Kausalitätsgesetz hat nur innerhalb der Welt Geltung. Es besagt weiter nichts, als daß jedem gegenwärtigen Zustand eines Dinges ein andrer vorhergegangen, und daß der Wechsel der Zustände an eine bestimmte Reihenfolge gebunden ist. Daß die Welt in einem gegebenen Augenblicke so oder anders gemischt und gestaltet ist, hat seine Ursache in ihrem unmittelbar vorhergegangenen Zustande; aber zu fragen, wie es komme, daß überhaupt eine Welt, und zwar gerade diese Welt da ist, das hat keinen Sinn, die Welt ist einmal da, und wir sind Teile davon, basta! Auch hat es keinen Sinn, die Dinge für bloße Erscheinungen anzusehen, hinter denen sich ihr eigentliches, der Wahrnehmung unzugängliches Wesen verberge. Wenn diese Einbildung auch neuere Philosophen narret, so trägt Kant keine Schuld daran; der hat vielmehr dieser Art von Metaphysik

oder Ontologie den Todesstoß versetzt, indem er lehrte, daß nur die Erscheinungswelt Gegenstand der Philosophie sei. Mit dem Worte Erscheinung ist nicht etwa gemeint, daß sie ein leerer, täuschender Schein, eine indische Maya sei. Die Welt und die Dinge sind einfach, was sie zu sein scheinen.

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale.

Daher genügt dem Verfasser auch Comte noch nicht, dem er aber für die Erfindung des Wortes Positivismus dankbar ist, das er für seine eigne Lehre als zutreffende Bezeichnung in Anspruch nimmt. „Das modernste aller Gespenster, sagt er, geht unter dem Namen des Unerkennbaren um. Die Spukgeister hat die Wissenschaft gebannt [nicht so ganz!], aber ihr zum Trotz kehrt der Aberglaube zurück in Gestalt der Idee von einem unbestimmten und unbestimmbaren Etwas, das ein unerforschliches Geheimnis sein soll. Manche fürchten es als die Macht, die im verborgnen waltet, manche verehren es als den Inbegriff aller Vollkommenheit, manche lieben es als den Gegenstand ihrer unaussprechlichen Sehnsucht, fast alle aber werfen sich nieder und beten es an. Es ist der Baal der modernen Philosophie, der Fetisch, dessen Herrschaft die Bilderstürmer des neunzehnten Jahrhunderts nicht abzuschütteln vermögen.“ Für Carus giebt es nichts Unerklärliches, nichts Geheimnisvolles; selbst die Unendlichkeit von Zeit und Raum ist ihm die einfachste Sache von der Welt. Nur in der Mathematik ist die Anwendung des Wortes „unendlich“ berechtigt, z. B. für die periodischen Dezimalbrüche. Auf körperliche Gegenstände angewandt — und der Raum ist nur an körperlichen Gegenständen vorhanden — ist es nur ein dichterischer Ausdruck für unermeslich oder unmeßbar. So sprechen wir von der unendlichen Meerestiefe, obwohl wir recht gut wissen, daß sie ihre Grenzen hat. Die Welt ist ein wirklich vorhandener Gegenstand von einer bestimmten Größe, die weder vermehrt noch vermindert werden kann, wenn wir sie auch nicht auszumessen vermögen.

Das ist nun beinahe kindisch. Aber der Mann kennt keine Amerikaner! Er weiß, daß ihnen die Dollarjagd nicht Zeit läßt, mit dem alten Philosophen zu fragen: Wie, wenn ich an der Grenze des Weltalls stünde? Könnte ich dann noch einen Pfeil ins Leere abschießen? Und wie dann, wenn es eine solche Grenze überhaupt nicht giebt? Kant hat eben Recht, wenn er die Raum- und Zeitfrage zu den unlösbaren Antinomien rechnet, die dem Menschen gebieterisch zurufen: Halt ein mit deiner Zwergervernunft, erkenne deine Ohnmacht, falle nieder und bete an!

Daß das amerikanische Treiben die Seele in einen Zustand hinabdrücken kann, wo sie solcher Empfindungen nicht mehr fähig ist, glauben wir gern. Sie ist dann eben ein niedrigeres Wesen geworden, als die Seelen Homers und der Verfasser der Beden und der Bibel waren. Sie sieht es natürlicher-

weise als eine Verirrung des Kausalitätstriebes an, wenn jemand nach dem Ursprung der Welt fragt, wie sie es für die unbegreiflichste aller Dummheiten und vielleicht für eine „sittliche Verirrung“ hält, wenn jemand einen Dollar liegen läßt, weil er nicht Lust hat, ihn aus dem Schmutze herauszuwühlen. So ist denn für Carus die Metaphysik nicht die Wissenschaft von dem, was hinter den Dingen liegt, von den Entstehungsgründen der Erscheinungen und dem Wesen der Dinge, sondern nur die formale, mathematische Seite der Wissenschaft, die Gesamtheit aller Sätze, denen eine innewohnende Notwendigkeit unbedingte Geltung verleiht, sodaß sie durch keine Erfahrung widerlegt werden können. Er glaubt sich mit dieser Begriffsbestimmung auf Kant berufen zu dürfen. Das Begreifen der Dinge, sagt Carus, geht nicht etwa durch die Dinge hindurch zu Gründen, die hinter ihnen liegen. Wenn das „Begreifen“ darin bestünde, so wäre die Welt allerdings unbegreiflich. Sondern das Wort meint nur, daß erstens „von den Dingen in unserm Gehirn ein Bild vorhanden ist in Gestalt eines empfindenden Nervengewebes, das unter Umständen bewußt werden kann.“ [Das ist falsch ausgedrückt; das Nervengewebe ist keine Bildergalerie; die Bilder wohnen nur in unsrer Seele.] Und das Wort meint zweitens eine systematische Anordnung dieser Bilder. Das eine wollen wir Carus zugestehen, daß er mit dem zweiten Satze das Wesen der Naturwissenschaften richtig angiebt, die in der That nichts andres leisten, als daß sie den Erscheinungen im systematischen Teile ihren richtigen Platz neben einander und im dynamischen ihren richtigen Platz hinter einander anweisen.

Während Carus das durch uralte Erfahrung erwiesene Bedürfnis der Menschenseele, nach dem Urquell des Weltalls und ihrem eignen jenseitigen Urquell zu fragen, einfach leugnet, erklärt er mit der den Monisten eignen Unfehlbarkeitsmiene die Wesenseinheit aller Dinge für eine unabweisbare Forderung der Vernunft, obwohl, abgesehen von den Scharen gewöhnlicher gläubiger Christen, auch Männer wie Locke in ihrem Geiste diese Forderung gar nicht vorgefunden haben. Locke kann die nicht begreifen, die, während doch „alles Leben aus der Mannichfaltigkeit verschiedner und entgegengesetzter Wirkungen fließt, unter dem Vorwande nötiger Einheit eine traurige Monotonie des Daseienden verlangen. Es mag wohl sein, daß andre Gründe die vermeintliche Trennung unglaublich machen, aber in jenem bloß formellen Fehler eines Mangels an Einheit liegt ein Motiv zu solcher Behauptung nicht, und wir würden uns nicht im mindesten bedenken, falls die Thatfachen der Erfahrung eine ähnliche Annahme nötig machten, die Anzahl solcher getrennter Gattungen des Realen noch weit über diese Duplizität von Körper und Geist zu vermehren“ (Medizinische Psychologie S. 23). Der Sache nach scheint Carus ja mit Locke und Leibniz übereinzustimmen, indem auch er das Geistesleben und den Mechanismus der Körperwelt als zwei verschiedne Seiten desselben Weltwesens ansieht und schon die kleinsten Teile dieses Wesens, die er lieber

Monaden als Atome nennt, für belebt hält. Aber einerseits ist sein Geist zu grob, um den Unterschied und die Unvergleichbarkeit jener zwei Daseinsformen des Seienden mit logischer Schärfe und Feinheit richtig zu erfassen und darzustellen. Andererseits schreitet er mit seinem großen amerikanischen Plattfuß gelassen und ahnungslos über das Mystereum des Atombegriffes hinweg, das für ihn so wenig vorhanden ist, wie der Bacillus für den der Mikroskopie unkundigen Wilden. Während nämlich die atomistische Hypothese zwar in der Physik gar nicht entbehrt werden kann, bleibt ihr Grundbestandteil, der Atom-begriff, das heißt der Begriff unkörperlicher punktueller Wesen, deren Zusammenwirken den Eindruck der Körperlichkeit hervorbringen soll, ein widerspruchsvoller Gedanke. Für Carus, der keine Geheimnisse kennt, ist es nun freilich eine Kleinigkeit, nicht allein wirklich bestehende Atome anzunehmen, sondern auch aus ihnen die ganze Welt aufzubauen. Given ether-waves of light and sensation, and in the long process of evolution an eye will be formed. Sind nur erst einmal die Ätherwellen und die Empfindung da, so muß sich im Laufe des Entwicklungsprozesses mit der Zeit notwendigerweise ein Auge bilden. Natürlich! Es gehören ja bloß drei oder vier Kleinigkeiten dazu, deren keines auch nur das mindeste Geheimnis enthält: Ätherwellen, ein empfindendes Wesen, ein Entwicklungsprozeß, und daß die drei richtig in einander greifen. Gebt diese vier Dinge einem kleinen Knaben in die Hand, und er braut euch sehende Augen zusammen, daß es eine Lust ist!

Die Herren vergessen immer, daß es einen ganz unfehlbaren Prüfstein für das Verstehen und Begreifen giebt. Was wir verstanden und begriffen haben, das können wir auch machen. Es fehlt uns vielleicht die Kraft oder Geschicklichkeit zur Ausführung, aber wir können doch sagen: Nun weiß ich, wies gemacht wird, und wäre ich nur ein anderer Kerl, als ich bin, so könnte ichs auch machen! Haben wir das Wesen des Distichons begriffen, so können wir selbst Distichen machen. Haben wir den Mechanismus einer Wanduhr begriffen, so können wir selbst eine bauen, vorausgesetzt, daß uns die Schwerkraft, die Bewegerin der ziehenden Gewichte, zur Verfügung steht. Die Schwerkraft begreifen wir nicht, könnten sie auch nicht beschaffen, wenn sie nicht vorhanden wäre. Aber ist sie vorhanden, auch in dem weitern Begriffe der Gravitation, so brauchen wir nur so groß zu sein, wie der Orion am Himmel, und entsprechend stark, und brauchen nur den archimedischen Standpunkt zu haben, dann bauen wir uns auch eine Weltuhr, ein Sonnensystem. Wenn uns die Naturphilosophen ein selbstfabrizirtes keimfähiges Samenkorn und ein selbstfabrizirtes lebendiges Hühnchen vorlegen werden, dann werden wir ihnen glauben, daß sie den chemischen, den organischen und den Bewußtseinsprozeß begriffen haben, und dann werden wir den Begriff des Geheimnisses verab-schieden.

Für Philosophen dieser freilich auch bei uns heimischen amerikanischen Art hat denn auch der Gedanke keine Schwierigkeit, daß der erhabenste Menscheng Geist weiter nichts sei, als ein im Entwicklungsprozesse potenzirter Atomgeist. Das Wort „Entwicklung“ verrichtet alle Dienste, obwohl man bekanntlich aus einem Papier- oder Zwirnfäuel nichts herauswickeln kann, was man nicht vorher hineingewickelt hat. Die Widerlegung durch die tägliche Erfahrung stört die Herren nicht. Wie wenig äußere Einwirkung hilft, wo die natürliche Anlage fehlt, das hat unser Volk längst in dem Sprichwort ausgedrückt: „Es flog ein Gänschen übern Rhein und kam als Gigak wieder heim.“ Woher aber die natürliche Anlage kommt, das eben ist das Geheimnis. Ererbt ist sie, sagt Carus mit den Evolutionisten. Das ist nicht wahr, oder doch nur zum Teil wahr. Genies sind nicht lediglich das Produkt ihrer Eltern. Große Komponisten stammen allerdings meistens aus Musikerfamilien, aber ihre Eingebungen lassen sich aus dem guten musikalischen Gehör und der Spielfertigkeit ihrer Väter nicht erklären. Wir altmodischen Philosophen bleiben bei der Ansicht, daß der größte Menscheng Geist das Geschöpf und Kunstwerk eines noch größern Geistes sein müsse, wie denn überhaupt das Kunstwerk stets kleiner, niemals größer als der Künstler ist.

Da es außer der platten Wirklichkeit dieser Welt überhaupt nichts giebt, so giebt es natürlich auch keinen Gott. Der Glaube an Gott ist ein, wie Carus großmütig zugesteht, achtungswerter und für seine Zeit nützlicher Aberglaube. Die Welt ist von Anfang an, durch sich selbst und mit Notwendigkeit ein Kosmos, ein geordnetes Ganzes. Will man noch von Gott sprechen, so kann man eben diese Eigenschaft der Welt, daß sie schön geordnet ist, oder, damit es schöner klingt, „die sittliche Weltordnung“ Gott nennen, obwohl die Naturordnung und die sittliche Ordnung in eins zusammenfallen. Denn der Sieg im Kampfe ums Dasein liefert eben den Beweis für die größere Moralität des Siegers, sodaß also der reichste Mann des Jahrhunderts, Jay Gould, wohl auch der sittlichste sein mag! Die „Neue Freie Presse“ sagte ihm zwar bei seinem letzten Börsenraubzuge nach, daß unter seinen ungezählten Millionen keine einzige sei, an der nicht das Blut vernichteter Existenzen klebte. Aber das thut ja wohl der Moralität keinen Eintrag, wenigstens wendet sich Carus ganz entschieden gegen jene „Lammsmoralität,“ die der Christenheit nicht wenig geschadet habe, an deren Empfehlung jedoch das Neue Testament keine Schuld trage. Wir sind darin mit Carus vollständig einverstanden, daß schafsmäßige Dummheit und Wehrlosigkeit zusammen noch kein Tugendideal ausmachen. Aber wir protestiren gegen seinen Versuch, die zwei Thatfachen zu verschleiern, daß der sittlich gute Mensch, ohne eine Spur von Anlage zur Schafsnatur, lediglich durch seine Grundsätze und seine Abneigung gegen das Schlechte dem Gewissenlosen gegenüber oft wehrlos gemacht wird, und daß rücksichtslose Gewaltthat in engern wie in weitem Kreisen oft auf lange hin siegreich bleibt.

Bessere Männer als Talbot sind zähneknirschend mit dem Ausrufe oder wenigstens dem Gedanken gestorben: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!“ Wahr ist an der Verbindung, die von den Evolutionisten zwischen Natur und Moral angenommen zu werden pflegt, nur so viel, daß in dem Wettstreit ums Dasein nicht bloß die schlechten, sondern auch die guten Anlagen gekräftigt werden, und daß die Macht der schlechten Triebe ein gewisses Maß nicht überschreiten darf, wenn sie nicht das Gemeinwesen zerstören soll, in dem sie herrschen. Wie zu erwarten war, sieht auch Carus im Polypenstaat und im Zellenstaate das Musterbild einer moralischen Gesellschaft (obwohl auf das alte Rom und das moderne England, deren Moralität ihm ganz besonders behagt, weit eher das Bild vom Hecht im Karpfenteiche paßt). Aber das Wesen der menschlichen Gesellschaft liegt eben darin, daß sie kein Bienen-, Polypen- oder Zellenstaat, sondern aus Einzelwesen zusammengesetzt ist, von denen jedes seine Charaktereigentümlichkeit dem Ganzen gegenüber geltend macht und geltend machen soll. Wird irgendwo einmal durch Despotismus von oben oder durch demokratische Gleichmacherei von unten jene vorzügliche Ordnung vorübergehend hergestellt, die alle Individualität vernichtet und die Einzelnen nur noch als belebte Maschinenteile thätig sein läßt, so ist damit auch allemal der Untergang dieses Gemeinwesens besiegelt. Nicht einmal dort, wo die strengste Ordnung und Unterordnung am unentbehrlichsten ist, im Kriegsheere, kann auf den frei waltenden Geist, auf die unberechenbare Mitwirkung glücklicher Einfälle, auf die Opposition reformatorischer Geister gegen Gewohnheit und Herkommen verzichtet werden.

Gleich den meisten Philosophen — unter den Ausnahmen ragen besonders Kant und Herbart hervor — versucht auch Carus sich und seine Leser zu überreden, daß die Moral, die praktische Philosophie, auf der theoretischen beruhe, daß demnach die Annahme der allein richtigen, d. h. seiner eignen Philosophie von der höchsten praktischen Wichtigkeit sei. Die alte Erfahrung, daß alle Philosophen zu derselben Moral gelangen, und daß die Sittensprüche, die sie ihrem Weltgedicht anzuhängen pflegen, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den zehn Geboten haben, ist also immer noch nicht kräftig genug, den Nachwuchs vor der Einbildung zu behüten, er habe die Aufgabe überkommen und gelöst, der Welt auf spekulativem Wege zur echten Sittlichkeit zu verhelfen. Die Sittlichkeit ruht unerschütterlich fest auf den sittlichen Ideen, die ebenso an- und eingeboren sind wie die ästhetischen Ideen und die Denkgesetze, und die sich bei allen gesellig lebenden Menschen im großen und ganzen übereinstimmend entwickeln. Religionen und philosophische Systeme, sofern letztere einigen Einfluß aufs Volk erlangen, bewirken eine strengere oder schlaffere Auffassung des Sittengesetzes, begünstigen mehr die eine oder die andre der sittlichen Ideen, aber diese selbst lassen sie unangetastet und vermehren ihre Zahl so wenig, als sie sie vermindern. Selbst wenn eine Religion zu den

Grenzboten I 1891

größten Verirrungen verleitet, fälscht sie nicht die sittlichen Ideen, sondern nur die Vorstellung des Gefüges von Zwecken und Mitteln, in das ihre Wirksamkeit eingreift. Als die Vornehmen der Karthager in Kriegsnothen einmal beschlossen, ihre Söhne nach der Väter Brauch dem Feuergott zu opfern, entsagten sie dadurch weder der Idee des Wohlwollens im allgemeinen, noch der Liebe zu ihren Kindern im besondern; vielmehr würde das Opfer ohne die grausame Verwundung ihrer Vaterherzen gar keinen Wert gehabt haben. Sie thaten nichts andres, als was heutige Eltern thun, wenn sie ihre Söhne fürs Vaterland den Kanonen des Feindes entgegenschicken. Nur darin irrten sie, daß sie jene nutzlose Verbrennung für ein Mittel zur Rettung des Vaterlandes hielten. Es ist richtig, daß religiöse und philosophische Irrtümer, wenn sie lange und nachhaltig auf ein Volk einwirken, Verwilderung oder Verweichlichung erzeugen können, aber an sich stoßen sie die Moralgrundsätze nicht um.

Die Bedeutung religiöser und philosophischer Vorstellungen für die Moral liegt darin, daß sie uns kräftige Beweggründe zum richtigen Handeln entweder liefern oder entziehen. Die christliche Religion ist vorzugsweise darum ein Segen, weil sie durch den unerschütterlichen Glauben an die göttliche Vergeltung und durch die Hoffnung auf das ewige Leben auch diejenigen zu Helden im Guten macht, denen weder die Antriebe des Ehrgeizes und der Herrschsucht, noch die Tröstungen der Philosophie zur Verfügung stehen: die Weiber, die Kinder und die Armen. Übrigens ist es mit dem Troste der Philosophie nicht weit her; er reicht gewöhnlich so lange, als der Philosoph bei gutem Gehalt und in einer bequem eingerichteten Schreibstube keinen Trost nötig hat, wie auch die Pessimisten die irdischen Genüsse nur so lange für Illusionen erklären, als sie ihr bescheidenes Teil daran genießen; während sie, wenn sie einmal acht Tage lang im Kerker fasten müßten, sofort inne werden würden, daß ein guter Braten, ein gutes Glas Wein, eine bequeme Wohnung und ein gutes Bett ganz und gar keine Illusionen, sondern ganz substantielle Güter sind. Daher ist auch die schöne Predigt des Herrn Carus über die Wertlosigkeit der irdischen Glückseligkeit und seine Mahnung, in der Pflichterfüllung Befriedigung zu suchen, nur für solche Leute, denen die Pflichterfüllung nebenbei auch jene irdischen Kleinigkeiten abwirft, die sie nicht zu suchen sich vielleicht überreden mögen. Bleiben diese in der Theorie geringschätzig behandelten Dinge aus, dann verfehlt der „Meliorismus“ des Herrn Carus seine Wirkung. Meliorismus nennt er den Glauben an die beständige Verbesserung — ja, wessen? —, zu dem er uns durch seine „evolutionistische und monistische“ Philosophie verhelfen will, während, wie er behauptet, der gewöhnliche Monismus der Materialisten und Idealisten zum Optimismus, der Dualismus notwendigerweise zum Pessimismus führe, was, nebenbei gesagt, offenbar der Erfahrung widerspricht. Was soll denn besser werden? Die materielle Lage der Menschen?

Dann ist ja der Verzicht auf das irdische Glück gar nicht nötig. Oder sollen Einsicht, Geisteskraft und Sittlichkeit beständig fortschreiten? Dann muß sich dieser Fortschritt doch auch in der Verbesserung der äußern Lage der Menschen zeigen; denn in einer sittlich vollkommenen und weisen Gesellschaft würde kein Mensch weder durch eigne noch durch fremde Schuld elend werden.

Der Christ sieht, daß die wirkliche Welt dem sittlichen Ideal, das er im Herzen trägt, nicht entspricht, darin ist er Pessimist. Er glaubt, daß die der Gerechtigkeit hienieden gewissermaßen nur probeweise und zur Aufmunterung gegönnten kleinen Siege den vollkommenen großen Sieg im Jenseits ankündigen, den er persönlich mit zu genießen hofft, darin ist er Optimist. Und daneben ist er ja auch ein wenig Meliorist, indem er selber nach seiner schwachen Kraft durch Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände an der Herbeiführung dieses Sieges arbeitet. Streicht man den Glauben an den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit, dann bleibt nichts übrig als ein hoffnungsloser Pessimismus, der zwar nicht unsittlich macht, der aber die sittliche Kraft lähmt, und darin besteht der verderbliche Einfluß des Atheismus. Es mag genug Menschen geben, deren Herz so gut geartet und deren Charakter so fest ist, daß sie aus bloßem Widerwillen gegen das Schlechte, ohne Hoffnung und ohne Furcht, zeitlebens edel und gut bleiben. Aber die Mehrzahl vermag jener Antriebe nicht zu entbehren. Und auch jene unverwüßlichen Naturen werden es doch kaum zur Begeisterung für das Gute bringen. Die hohen Worte über das Drama des Todes Christi, die Carns von seinem Standpunkte aus macht, sind hohle Worte. Ist Christus nicht auferstanden, sagt Paulus, so ist unsre Predigt vergeblich, und vergeblich euer Glaube; erfüllt sich unsre Hoffnung nicht, dann sind wir Christen elender als alle übrigen Menschen. Ohne die Auferstehung ist der Tod Christi ein Justizmord, ein Sieg der Ungerechtigkeit gleich vielen andern und hat nichts Erhebendes und nichts Tröstendes. Der spätere Sieg des Christentums kann in den Augen der Modernen keine Entschädigung für die in Christus unterlegene Wahrheit und Gerechtigkeit sein, weil sie die christlichen Ideen nicht als wahr anerkennen; und der Sieg des Guten ist eine leere Redensart, wenn die Guten zu Grunde gehn. Der Glaube an den persönlichen Gott und an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen bleibt eben eine Forderung der praktischen Vernunft, oder wie man auch sagen kann, des Herzens und des Lebens.

Das Buch ist, wir wiederholen es, sehr gefährlich, weil es den uralten Irrtum in neuem Aufputz sehr überzeugend darstellt und namentlich dem auch in Europa verbreiteten Amerikanergeiste mundgerecht macht, dem es ja un-
gemein schmeicheln muß, zu vernehmen, daß seine Praxis, sich um nichts zu kümmern, was sich nicht sehen, schmecken, greifen, messen, wägen und zählen läßt, Philosophie sei, und zwar die höchste und einzig wahre Philosophie. Wer darüber hinaus ist, sich durch eine so platte und bequeme Weisheit be-

stechen zu lassen, dem können wir diese Sammlung philosophischer Feuilletons empfehlen; sie werden ihm mancherlei Anregung und eine angenehme Unterhaltung gewähren, auch sein Verständnis der besprochenen Fragen erheblich fördern. Für Deutsche ist es zudem interessant, zu sehen, wie ein Amerikaner seinen Landsleuten die „Kritik der reinen Vernunft“ auslegt.



Berlin und sein Hof im Jahre 1696

Reiseerinnerungen des Fra Alessandro Vichi aus Siena



as dieser Edelmann von einer Stadt, die jetzt die beachtenswerteste geworden ist, von Fürsten, die durch ihre politische Einsicht und durch die Stärke ihrer Waffen gleichsam die Schiedsrichter der Geschichte Europas geworden sind, schrieb, hat es nicht verdient, im Dunkel der Vergessenheit zu bleiben; sehr oft wird die Geschichte zur Lehrmeisterin, indem sie zum Nachdenken über die schnellen Umbildungen der Staaten anleitet.

Mit diesen Sätzen führt der Sproß eines der namhaftesten Geschlechter Italiens und Deutschlands die Veröffentlichung von Reiseerinnerungen ein, die ein Stammverwandter seines Hauses, Fra Alessandro Vichi, über Berlin und den kurbrandenburgischen Hof vor zweihundert Jahren niedergeschrieben hat. Sie mögen auch der nachstehenden Übersetzung als Leitwort dienen; wird es doch dem deutschen Leserkreise mehr noch als dem italienischen willkommen sein, zu erfahren, wie ein hochstehender, welterfahrener, unbefangener dreinschauender Vertreter unsrer südlichen Bundesgenossen zu einer Zeit über uns geurteilt hat, wo alles das, was wir jetzt besitzen und genießen, sich in seinen ersten Keimen entwickelte, wo noch niemand die heutige Größe und Bedeutung des hohenzollerischen Hauses und des brandenburgischen Landes zu ahnen und zu ermessen vermochte.

Wenige Zeilen werden genügen, mit dem Verfasser der Aufzeichnungen bekannt zu machen. Er entstammte einer alten, reich begüterten Familie der toskanischen Bergstadt Siena, jenes köstlichen Ortes, der trotz seiner Abgelegenheit durch die Schönheit seiner Lage wie durch die unendliche Fülle hervorragender Kunstschöpfungen einen Hauptreiz auf jeden ausübt, den ein gütiges Geschick über die Berge in das Land der Myrten und Orangen führt. Am